



Zwischenstopp auf dem Weg in die Verzweigung: Ricky (Kris Hitchen) mit seiner Tochter (Katie Proctor)

Es gibt keine Hoffnung, kein Aufbegehren. Haben Loach und sein Autor resigniert?

lich von jenem in England unterscheidet. Abbie kann sich abstrampeln, wie sie will – ihr bleibt nie genug Zeit, um sich um die Belange ihrer „Klienten“ wirklich zu kümmern. Ihre Empathie den Alten gegenüber nützt wenig, wenn menschliche Zuwendung im System weder vorgesehen ist noch bezahlt wird.

Am Ende hat der Zuschauer einen typischen Ken-Loach-Film gesehen, der in seiner geradlinigen und schlüssigen Inszenierung seine eindringliche Wirkung entfaltet. Im Gegensatz zu vielen seiner Vorgängerkollegen gibt es in *Sorry We Missed You* keinen Hoffnungsschimmer zum Schluss, keinen Akt der Befreiung oder des Aufbegehrens. Haben Ken Loach und sein langjähriger Drehbuchautor Paul Laverty resigniert? Nachzuvollziehen wäre es, siehe oben. Dass Labour-Chef Corbyn mit seiner explizit sozialen Agenda die jüngste Wahl – aus welchen Gründen auch immer – krachend verlieren würde, konnten Regisseur und Autor zum Zeitpunkt der Entstehung des Films freilich noch nicht ahnen. Aber sie wissen wohl, dass selbst bei einem Wahlsieg Labours keine schnellen Änderungen zu erwarten gewesen wären – zu tief hat sich der Neoliberalismus in die Gesellschaft hineingefressen. Zum Glück scheinen die herrschenden Verhältnisse jedoch eher Ansporn für den mittlerweile 83-jährigen Regisseur zu sein, der eigentlich bereits 2014 seinen Abschied vom Filmemachen angekündigt, seitdem aber schon wieder zwei Filme gedreht hat.

Bei allem Pessimismus ist Loachs Werk stets etwas zu eigen, was über das unmittelbare Geschehen im Film hinausweist. Die Fragen, die er stellt, sind grundsätzlich: Kann dieses System nachhaltig sein? Wollen wir wirklich in einer Welt leben, in der Menschen unter solch enormem Druck und für solch wenig Geld schuften müssen, nur damit wir es uns noch ein bisschen leichter machen? Für Loach ist das Geschehen im Niedriglohnbereich kein Versagen des Kapitalismus, sondern dessen logische Konsequenz.

Sorry We Missed You Ken Loach
Großbritannien 2019, 101 Minuten

Selbst und ständig

Ausbeutung Ken Loachs neuer Film erzählt, wie Menschen in der Gig Economy zugrunde gehen

■ Frank Schirrmeyer

Man weiß angesichts der jüngsten Wahlergebnisse in Großbritannien nicht so recht, ob man Ken Loach, den britischen Altmeister des sozial engagierten Kinos, eigentlich bedauern soll. Da ist er nun seit Jahrzehnten ein wackerer Arbeiter im Weinberg des Fortschritts und bemüht sich Film um Film, der sozialistischen Idee zu einem Platz im Herzen der Menschen zu verhelfen. Schon in seinem Erstlingswerk, dem Fernsehspiel *Cathy Come Home* von 1966, prangerte er in formal ungewöhnlicher Weise die Wirkungslosigkeit öffentlicher Wohlfahrt an. Ob er die Kraft der Solidarität unter Arbeitern beschwor (*Looking for Eric*), die linken Bruderkämpfe im Spanischen Bürgerkrieg aufarbeitete (*Land and Freedom*) oder die Erbarmungslosig-

keit des britischen Sozialhilfesystems geißelte (*Ich, Daniel Blake*); mit innerem Furor und stilistischer Meisterschaft stellte sich Loach seit jeher auf die Seite der Ausgebeuteten und deckte die hässlichen Seiten des marktliberalen Umbaus der britischen Gesellschaft seit der Thatcher-Ära auf.

Wer nun *Sorry We Missed You* gesehen hat, versteht noch weniger, wieso die Briten den Konservativen kürzlich zum erneuten Wahlsieg verholfen und damit ihre Zustimmung zum weiteren Abbau des eh nur noch in Bruchstücken vorhandenen Sozialstaates gegeben haben. So himmelschreiend ist die Ungerechtigkeit, die Ricky Turner und seiner Familie widerfährt, dass am Ende nur ohnmächtige Wut bleibt auf eine Gesellschaft, in der die Chancen höchst ungleich verteilt sind und die Risiken auf den Einzelnen abgewälzt werden.

Die Turners, Ricky (Kris Hitchen), Abbie (Debbie Honeywood) und ihre zwei Kinder, haben Pech gehabt in der Finanzkrise

2008. Statt des erhofften Eigenheims sind ihnen nur Schulden geblieben, die Ricky von seinen Gelegenheitsjobs kaum zurückzahlen kann. Da erscheint die Chance, als selbstständiger Franchise-Unternehmer eines Paketlieferdienstes tätig zu werden, wie das große Los. Zunächst muss er sich freilich erneut hoch verschulden, um sich einen Lieferwagen zu kaufen... Der Zuschauer ahnt gleich, wie die Sache ausgeht, zu oft hat er von solch sklavenähnlichen Ausbeutungsverhältnissen gelesen.

Empathie wird nicht bezahlt

Die angebliche Selbstständigkeit ist natürlich ein Witz, denn fortan bestimmt der Paketscanner über Rickys Lebensrhythmus. Am Anfang lacht er noch über den Rat eines Kollegen, immer eine Flasche für die Notdurft im Auto zu haben, am Ende schleppt er sich sogar krank und geschunden zur Arbeit, um den Schuldenberg nicht

noch mehr anwachsen zu lassen. Dazwischen schildert Loach lakonisch und mit beklemmender Folgerichtigkeit den hoffnungslosen Kampf gegen den sozialen Abstieg, den Zerfall der Familie und um die eigene Würde.

Die Perfidität des britischen Arbeitsrechts verdeutlicht Loach am Beispiel von Rickys Frau Abbie, die als mobile Altenpflegerin einen sogenannten Null-Stunden-Arbeitsvertrag hat. Diese Verträge, die keine Mindestarbeitszeit festlegen, sondern ständige Verfügbarkeit und Arbeit auf Abruf diktieren, zementieren das moderne Tagelöhntum der im Niedriglohnsektor Tätigen. In der Praxis sieht es so aus, dass Abbie zwölf Stunden lang für ihre Pflegebesuche unterwegs ist, aber nur sechs oder sieben Stunden Mindestlohn bezahlt bekommt. In Großbritannien weitverbreitet, sind solche Arbeitsmodelle hierzulande (noch) nicht zulässig, auch wenn sich der Arbeitsalltag im Pflegebereich nicht deut-

Was läuft Barbara Schweizerhof erträgt den Optimismus von „Little America“ gern

Schöner migrieren

Optimismus kann so öde sein. Wobei die Langeweile nicht daraus erwächst, dass man als Zuschauer von Anfang an weiß, dass am Ende alles gut wird. Nein, irgendwas an dem Wesen der Erbaulichkeit, der Verpflichtung darauf, dass die Geschichte eine moralisch aufrichtende Wendung nimmt, ist ein bisschen, wie wenn die Tante zu Weihnachten festlich verpackte Socken schenkt. Sicher, man kann sie brauchen – aber dafür auch noch Danke sagen müssen?

Der Serie *Little America*, mit der Apple+ als Streamingdienst weiter Profil zeigen will, würde man mit dem Etikett „inspirierende Immigrantengeschichten“ deshalb einen echten Bärendienst erweisen. Die Tatsache, dass die acht halbstündigen Folgen mal mehr, mal weniger dem mechanischen Muster von „Mensch gerät in Krise, gibt sich Mühe und überwindet die Hindernisse“ folgen, ist ihre größte Schwäche. Abgesehen davon ist sie großartig. Abgesehen davon gibt es hier so viel zu entdecken, dass der obligatorische Optimismus kaum mehr stört. Oder am Ende sogar in anderem Licht erscheint.

In jeder der acht Folgen wird ein Migrantenschicksal skizziert – fikionalisierte Versionen von wahren Geschichten, die das US-amerikanische Online-Magazin *Epic* sammelte und veröffentlichte. Die Einwanderer, das ist das Erste, was auffällt, decken ein ungewöhnlich breites Spektrum von Herkunftsländern ab: Indien, Mexiko, Nigeria, Schweiz, Uganda, China, Iran, Syrien.

(Wer sich nun beklagt, dass etwa Osteuropa fehlt, sei gleich beruhigt: Die zweite Staffel ist schon bestellt.) Fast noch interessanter ist die echte „diversity“ der Orte, an denen die Migranten ankommen. Neben Kalifornien und New York sind das Utah, Idaho, Louisiana und Kentucky, und nie ist es deren touristische oder gar modische Seite, die man sieht. Die „immigrant experience“ – eigentlich weiß man das ja auch aus Büchern wie Doug Saunders' *Arrival City* – findet an den Rändern, in der Peripherie, an Unorten statt. Anders gesagt: dort, wo selten Filme und Serien spielen.

Es ist im Hinblick auf *Little America* mehr eine Sache der Ästhetik als des Inhalts. Nicht, dass die Orte als solche besonders realistisch inszeniert sind, sie sind es im Atmosphärischen, nämlich allesamt fade und eher gesichtslos, Provinz halt, dort, wo Wohnungen bezahlbar sind. Apropos: Selten hat man in einer amerikanischen Serie so viel echte Wohnverhältnisse gesehen. Die undokumentierte Mexikanerin schläft mit Mama und Bruder in einer Einraumgaragenwohnung, die indische Kleinfamilie nennt das Zimmer hinter der Rezeption ihr Zuhause und der Iraner träumt vom Hausbau, während er die durchs Wohnzimmer huschende Maus als alten Freund begrüßt. Es ist so selbstverständlich, dass sich die Protagonisten nur wenn's ganz schlimm kommt beklagen. Ansonsten gehört schlechtes Wohnen wie selbstverständlich zur „immigrant experience“.

Was auch dazugehört und sich als geheimer roter Faden durch die Serie zieht: ein in bestimmter Weise aufgeladenes Generationenverhältnis. Wobei die acht Folgen einerseits immer wieder Beispiele für den besonderen Doublebind der Migrantenkinder bringen: Eltern schicken den Nachwuchs weg oder verlassen mit ihm ihre Heimat, damit es den Kindern, wie es doch so schön heißt, einmal besser geht. Diese dürfen dann aber im neuen Land nicht ihre Eltern und damit deren Herkunftsidentität „verlassen“.

Andererseits gibt es auch ein paar ganz wunderbare Elternporträts: etwa die chinesische Mutter, die mit ihren Teenagerkindern eine Kreuzfahrt gewinnt und es kaum aushält, dass die sich zwischendurch mit Gleichaltrigen amüsieren wollen. Diese Episode hat der Mann gedreht, der sie aus dem echten Leben kannte: Er war der Sohn, und sein Blick als Regisseur ist von einem anrührenden Verständnis für die Verlastung der Mutter geprägt. Oder der iranische Papa, der die Freunde des Sohnes küsst und herzt, alle Nachbarn kennt und grüßt und überhaupt auf Schritt und Tritt in seinem armseligen, absolut peripheren Migrantenleben einen solch unerbittlichen Optimismus vorlebt, dass einem angst und bange wird. Er kauft ein Stück Land, um endlich ein Eigenheim zu bauen, vor allem aber, damit der erwachsen werdende Sohn keinen Grund hat auszuziehen. Das einzige Grundstück, das er sich leisten kann, ist eines, das sich wegen eines riesigen Felsblocks gar nicht bebauen lässt. So viel Optimismus muss man erst mal haben!

Spoiler!
Anteil: 7%



ANZEIGE